

Was haben wir hier eigentlich zu suchen?

Jena, den 17. 7. 1994

Endlich Semesterferien!

Einmal pro Woche fahre ich nun zusammen mit dem Architekten Herrmann Gebauer und einer Vertreterin der jeweils betroffenen Kreisverwaltung in einem schlecht gefederten Kleinbus über die löchrigen Landstraßen Thüringens von einem Dorf zum nächsten.

In den verschiedenen Dörfern sind wir mit den Vertretern der Gemeinde verabredet, um die künftige gemeinsame Projektarbeit zu besprechen.

Die Dorf-Väter wollen nur eins: Fördergelder.

Am Rande der Dörfer begrüßen uns fast immer Tankstellen im West-Look und auf dem platten Land zwischen zwei verschlafenen Orten stehen unvermittelt moderne, westlich anmutende Autohäuser. Sie bieten ausschließlich glänzende Westwagen an - neu oder gebraucht. Manchmal haben sie sich schon zu Palästen aus Glas und Stahl gemausert. Und mitten auf den inzwischen wieder bestellten Feldern stehen auftrumpfende Werbeschilder von westdeutschen Unternehmen oder Hinweise auf hiesige Vertretungen von bekannten West-Firmen. Etwas weiter draußen sieht man die leerstehenden LPG-Gebäude. Selten dagegen treffen wir mit unserer kleinen Reisegruppe auf geöffnete, einladende und auch noch gemütliche Gaststätten.

Das Projekt ermöglicht mir aufschlussreiche Einblicke in das Leben in den thüringischen Dörfern, wo die kollektive Produktionsweise schon seit Jahren, und allmählich auch die zu DDR-Zeiten durchaus lebendige soziale Gemeinschaft weggebrochen sind. Ich erfahre recht viel über die Dorfgeschichte und die gegenwärtige Lage in diesen Gemeinden. Manche aus den Dörfern sind inzwischen in den Westen abgewandert, junge Leute vor allem.

Auf den ersten Blick finde ich auch hier Momente idyllischer Geruhsamkeit: Die Bank vor dem Postgebäude, überraschend anheimelnde Plätze und Ecken zwischen den zusammengeduckten Bauernhäusern, den kleinen, gepflegten Friedhof neben der Kirche, und manchmal auch noch den Tante-Emma-Laden, in dem die Anwohner ihr Schwätzchen halten. Aber dieser Eindruck täuscht: Die alten Dorfkneipen sind jetzt nicht selten verrammelt, die baufälligen Kirchen haben zerbröckelnden Mauern. Während die Bauernhäuser meist in Schuss sind, hat man scheinbar die öffentlichen Gebäude oft ihrem Schicksal überlassen und ihrem fortschreitenden Verfall tatenlos zugesehen. Straßen scheinen mitunter unbefahrbar, Kindergärten oder andere Einrichtungen für die Allgemeinheit müssten dringend saniert, öffentliche Wege passierbar gemacht werden. Viele Dörfer wirken auf mich, als seien die Bewohner gerade dabei, zu packen, um irgendwo anders ihr Glück zu versuchen.

Ich weiß, warum solche öffentlichen Gebäude auf dem Lande und ebenso die Wohnhäuser in den Städten nicht saniert, renoviert und verputzt wurden: Es fehlte das Material und es fehlte das Geld. Aber die DDR-Bürger hatten sich offenbar an diesen Zustand gewöhnt, so wie die Wessis daran gewöhnt sind, dass sich überall in der Stadt Leuchtreklame aufdrängt und es auch nachts nirgends wirklich dunkel wird.

Die Gemeindevertreter verfolgen durchaus interessiert, aber skeptisch die Worte des Architekten, die offiziellen Mitteilungen der Frau aus der Verwaltung und die Bemerkungen der Sozialwissenschaftlerin. Aber dann, wenn diese alle mit ihren Reden fertig sind, dann äußern die Gemeindevertreter – von unseren Projektideen völlig unbeeindruckt - ihre eigenen Wünsche. Sie träumen davon, von dem Projektgeld den kleinen Hang von der Straße zum Eingang des winzigen Bürgermeisterhauses mit schönen, haltbaren Betonringen umzugestalten. Und sie wünschen sich für die Bushaltestelle ein schickes Wartehäuschen, wie einer von ihnen es einmal in München gesehen hat.

An den Problemen der Jugendlichen, für die es seit der Wende im Ort keinerlei Möglichkeiten mehr gibt, sich zu treffen und abzuhängen, sind die Gemeindeväter meist nicht sonderlich interessiert. Und auch die Wünsche der älteren Dorfbewohner, die jetzt weite Wege zum Arzt zurücklegen müssen, scheinen sie nicht zu bewegen. Sie finden die Ideen von uns, das Dorfleben wieder zu aktivieren, Bildung, Freizeitangebote und Gesundheitsfürsorge wieder ins Dorf zurückzuholen, zwar interessant, wie sie sagen. Aber man sieht ihnen an, dass sie das alles für überflüssig und überholt halten. Genau das haben sie ja bis vor kurzem gehabt. Aber jetzt wollen sie raus aus ihren engen Dörfern und den Stadtmenschen in nichts nachstehen, vor allem nicht im Konsum.

Mir wird von Treffen zu Treffen immer deutlicher, dass der Architekt und auch ich von den Bewohnern nur als Leute gesehen werden, die sie zu den Fördertöpfen führen können. Vielleicht sind sie auch nur nicht bereit, ihre eigenen, ihre Nachwende-Angelegenheiten zusammen mit Wessis anzugehen. Denn die kommen einfach so daher, winken mit Geld und haben keine Ahnung, was für ein thüringisches Dorf nötig, und was an ihm besonders ist. Und vielleicht braucht es auch nur mehr Zeit.

Jena, den 27.8.1994

Seit Beginn meines zweiten Semesters hier habe ich angefangen, alles hier im Osten unbefangener und lockerer zu sehen. Ich merke außerdem, dass ich beginne, meine Umgebung realistischer wahrzunehmen. Die erste, blinde Begeisterung ist sowieso längst vergangen, die ersten Enttäuschungen sind überwunden und die nostalgischen Erlebnisse wie meine Bahnfahrt im Juni nach Zeulenroda kommen mir allmählich unreal vor. Ich befinde mich also auf dem Weg, mich einzupassen und klarzukommen.

Wenn ich es mir aber genau überlege, stimmt das nicht ganz. Ich suche noch immer nach Gleichgesinnten, mit denen ich mich über das hier Erfahrene austauschen kann.

Auf der PDS Versammlung kein Interesse an Wessis

Der Besuch einer PDS-Veranstaltung machte mir klar, dass ich hier bei den linken Osis auch keine Heimat finden werde. Ich traf dort Frau Merz, eine der Angestellten aus dem Fachbereich. Ich grüßte sie von Ferne. Das unerwartete Zusammentreffen war mir peinlich und ihr offenbar auch. Ich verzog mich in den Hintergrund und lauschte von dort den

Gesprächen und Reden. Aber ich wartete vergeblich darauf, dass sich so etwas wie „Stallgeruch“ bei mir einstellte. Was gesagt wurde, wie sich die Leute verhielten, wie sie sprachen, all das war mir fremd. Auch hier blieb ich also eine Fremde.

Auf mich als die Neue und die Wessi warfen die Anwesenden große, fast staunende Blicke. Aber keiner von ihnen kam auf mich zu und begrüßte mich. Hier hatte ich nichts zu suchen.

Jena, den 2. 9 1994

Dennoch schlug mein Herz höher, als ich gestern mit Mitarbeitern der Jugendhilfeeinrichtung „Jugendkarussell“ ins Gespräch kam. Ich habe ab und an mit den Leuten dieser Einrichtung zu tun, weil einige meiner Studierenden dort ihr sechsmonatiges Praktikum absolvieren.

Reisefreiheit und Südfrüchte, mehr hat es nicht gebracht.

Letzten Mittwoch blieben wir nach einer gemeinsamen Besprechung noch zusammen, obwohl der Anlass des Treffens bereits erledigt war. Wir unterhielten uns über alles Mögliche. Natürlich kamen wir bald auf die Wende zu sprechen und auf das, was früher, und auf das, was heute ihr Leben in den Neuen Bundesländern bestimmte. „Ihnen kann man das ja sagen“, meinte einer und wandte sich an mich. „Ich erkenne ausschließlich die Reisemöglichkeiten und die Südfrüchte als Fortschritte an“.

Ich war überrascht und erfreut zugleich. Endlich Leute, die nicht blind und willfährig auf die „ehemalige DDR“ losschlugen, weil das jetzt eben so Usus ist. Und sie führten offenbar auch das Beiwort „ehemalig“ nicht ständig mit ganz besonderer Betonung im Munde, um zu beteuern: ‚Das war einmal, ist schon ewig her, wir haben nichts mehr damit zu tun.‘

Der Sprecher war nicht allein mit seiner Meinung. Die KollegInnen hier fühlten sich allesamt in der neuen Zeit nicht wohl und meinten, sie jedenfalls hätten sich den Kapitalismus nicht ins Haus gewünscht. Als sie mir dann die Nachteile und Enttäuschungen des neuen Systems aufzählten, wurde mir irgendwie wohl zumute. Endlich mal jemand, der nicht nur Dreck auf die vergangene DDR kippte!

„Die Verantwortung für einander nimmt ab. Heute wissen die jungen Leute überhaupt nicht mehr, was Solidarität bedeutet. Das ist sogar bei unserer Klientel so, auch schon bei älteren Kindern, aber auch bei uns selbst. Wir spüren, wie wir langsam dazu gebracht werden, erst an uns selbst, dann immer noch an uns selbst und dann vielleicht mal an andere zu denken“, bemerkte eine der Frauen.

„Am schlimmsten finde ich es, dass wir auf einmal mit unserer Zeit in der Arbeit so knausern müssen. ‚Beraten sie mal ein bisschen schneller‘, hat neulich unser neuer Chef zu mir gesagt. So ein Blödsinn! Aber er ist der Chef. Und er bringt die Erfahrungen aus Stuttgart mit. Da muss ich dann die Klappe halten. Furchtbar!“

‚So ist es‘, dachte ich befriedigt. ‚Die hier sehen, was man mit ihnen macht.‘ Eine andere Frau meinte:

„Ich finde es besonders erschreckend, wie inzwischen die kulturellen Bedürfnisse verflachen. Früher gingen hier die Arbeitskollektive, also ganze Belegschaften, regelmäßig zusammen in

Konzerte oder Theatervorstellungen. Heute sind sie mit „Ein Bier auf Hawaii“ und amerikanischen Soaps völlig zufrieden. Allein der Konsum treibt die Leute noch zu irgendetwas an. Das macht mich echt fertig.“

Gegen ihre Beispiele war absolut nichts zu sagen, fand ich befriedigt. Spontan erzählte ich mein Erlebnis auf dem Weihnachtsfest der Studierenden im vorigen Dezember, als ich das Lied vom König von Thule vorsang oder besser: singen wollte. Ich erwähnte auch meine Enttäuschung damals. Offenbar, so meinte ich, sei es mit der Kultur in der DDR doch nicht so großartig gewesen, wie es dargestellt wurde.

Die anderen runzelten die Stirn und schienen mit meiner Aussage nicht einverstanden. Ich setzte nach:

„Aber Leute, ich muss mich fragen: War das denn nur ein Märchen, die Behauptung, dass in der DDR- Menschen näher an Kultur und Bildung herangebracht worden sind?“

Ich sah sie an und merkte zu meiner Verwirrung, dass sie sich offenbar von mir provoziert fühlten.

„Das war alles geregelt bei uns. Wahrscheinlich sind Sie da an Leute geraten, die zu viel Westfernsehen geschaut haben“, meinte der Leiter der Gruppe abweisend.

Ich konnte es nicht glauben, ich musste einfach noch einmal nachschieben:

„Ich finde es wichtig, dass gerade diejenigen, die eben nicht bereit sind, die DDR zu verteufeln und in den Papierkorb der Geschichte zu werfen, dass die heute kritisch auf das sehen, was in der DDR-Wirklichkeit war.“

Alles war gut?

Sie sahen mich jetzt ganz offen mit gerunzelter Stirn an. Ich spürte es: Mit jedem meiner Worte redete ich mich von ihnen fort.

Ich überlegte entsetzt, wie ich wieder Anschluss bekommen könnte an unsere gemeinsame Sicht, an ein Einvernehmen zwischen uns.

„Ich finde es schrecklich, erleben zu müssen, dass jetzt, seit der Wende, das westliche kapitalistische System scheinbar von allen für die beste aller Welten gehalten wird, einfach deshalb, weil es überhaupt keine Alternativen mehr gibt.“

Doch jetzt sah ich erst recht in lauter misstrauische Gesichter. Ich spürte einen für mich unerklärlichen Widerstand mir gegenüber. Aber keiner sprach ihn aus.

Ich fühlte mich zurückgestoßen und missverstanden. Aber genau das habe ich schon ein paar Mal erlebt: Die, die die DDR nicht pauschal zum „Unrechtsstaat“ erklären wollen, die mit positivem Blick auf den untergegangenen sozialistischen Staat DDR zurückschauen, tun das aber meist mit einer sturen Nostalgie, einer strikten Weigerung, die eigene Identität aufzugeben, zu verwerfen, was bisher ihr Leben bedeutet und sinnvoll gemacht hat. Das macht mich wütend.

Sie verteidigen die DDR, ohne die Probleme der DDR zu sehen, ohne einzugestehen, dass vieles nicht gut und manches auch falsch war, auch aus der Sicht eines links denkenden Menschen. Sie wollen sich das einfach nicht eingestehen. Ihr Zurückschauen ist mir suspekt und empört

mich, entfacht in mir das Bedürfnis, eine flammende Rede zu halten über die Notwendigkeit der Freiheit des Individuums als Voraussetzung für Humanität und gesellschaftlichen Fortschritt. Sie unterscheiden nicht zwischen den Hoffnungen und Träumen, mit denen der Sozialismus angetreten war und der Realität der DDR auf der andern Seite. Denn tatsächlich haben hier die Engstirnigkeit und Dummheit der politischen Führer, die Menschen dazu gebracht wurden, die sozialistischen Ideale und Entscheidungen, statt sie zu begreifen und zu lieben, zu verachten und zu hassen.

Aber es gibt hier niemanden, der bereit ist, offen und ehrlich über all das zu reden: Über das, was war und das, was jetzt ist.

Und die Menschen um mich herum schimpfen über die Brotpreise und fahren in ihren Westschlitten wie Halbstarke über die viel zu schmalen und schlecht befestigten Straßen.

Und ich mitten drin.

Jena, den 10. 9. 1994

Eine Tageszeitung veranstaltet einen Schreibwettbewerb: „Wie haben Sie die Wende erlebt?“ So sehr mich diese Frage noch immer berührt, ich verzichte darauf, mich zu beteiligen. Tagelang habe ich mit dem Gedanken gespielt, etwas einzureichen. Aber wen würde das interessieren: die Sicht einer linken Wessi, die voller Illusionen die Nachwendezeit miterlebt? Nein, ich verzichte.

Was könnte ich denn schreiben?

„Wie haben Sie die Wende erlebt?“

Natürlich weiß ich noch ganz genau, wie ich die Wende erlebt habe: In der Badewanne. Ich hatte das Radio angestellt. Dann kam die Nachricht von der geöffneten Mauer. Es war für mich damals völlig unwirklich.

Und dann hörte man täglich neue, haarsträubende Fakten und Tatsachen über die Ex-DDR. Die meisten davon hatte man bisher für Lügenpropaganda des Westens gehalten. Hier, in diesem Lande, dem unmittelbar betroffenen Land, in dem ich heute lebe, kann vermutlich keiner verstehen, wie entsetzt ich war.

Der Modrow-Rede haben wir noch atemlos gelauscht: Damals waren wir voller Hoffnung, dass aus dem Absterben der alten DDR etwas Drittes, etwas Neues hervorgehen könnte: nämlich doch noch ein Stück vom Traum einer neuen Menschheit, doch noch eine Bevölkerung, die vom Kapitalismus nicht so leicht zu beeindrucken sein würde, die noch andere Werte kenne und hochhalte: Menschlichkeit, Solidarität, soziale Verantwortung. ...

Sehr bald war klar, dass aus der alten DDR nichts werden würde als eine Kolonie im eigenen Lande, ein Stück Deutschland, das nach einem 2. Wirtschaftswunder schreit, das nun auch ihm - endlich - zustehe, und das dafür mit Inbrunst die D-Mark anbetet und erfleht.

Als ich damals aus Wiesbaden wegging, schenkte mir eine meiner Sekretärinnen zum Abschied eine Karte. Sie war aus Saalfeld nach Wiesbaden gekommen.

Es ging ihr noch nicht gut bei uns. Sie kämpfte sich durch. Aber sie bereute nichts. Auf der Karte stand: „Liebe Frau S., Reisende kann man nicht aufhalten. Vielleicht erreichen Menschen wie Sie, dass Menschen wie ich eines Tages zurück in ihre Heimat kommen können.“

Diese Karte fiel mir neulich erst wieder ein.

Aber ich glaube nicht mehr daran, dass ich irgendetwas dazu beitragen könnte.

Sollen sie doch ihren Mist allein wegkehren!

Jena, den 3.10.1994

In den ersten Semestertagen hatte ich öfter mal Kontakt zu Brigitte, unserer Neuen, die sich immer noch nicht wirklich bei uns eingelebt hat.

Ich erzählte ihr von meinem Erlebnis mit den Leuten aus dem „Jugendkarussell“. Ich wollte wissen, was sie dazu sagen würde.

„Weißt du, auch ich bin wütend, weil sich der Sozialismus, an den wir geglaubt haben, als so eine Pleite erwiesen hat. Und dennoch werde ich sauer, wenn die Medien auf diesem gescheiterten Versuch hämisch herumhacken. Denn das ist auch wieder die Lüge: die Geschichte vom Unrechtsstaat. Es war völlig anders. Die Menschen haben gelebt und viele waren auch glücklich. Die Osis wissen das ganz genau. Aber sie folgen brav der Aufforderung des Westens, ihre Vergangenheit in die Tonne zu treten. Weißt du, ich denke manchmal, sollen sie doch merken, was sie da gewählt haben, sollen sie doch ihr Fett abkriegen. Sie wissen gar nicht, was sie hatten.“

Sie treten ihre Vergangenheit in die Tonne.

„Jemand hat mir neulich erzählt, dass nach der Abwicklung von Zeiss hier in Jena die halbe Belegschaft im Innenhof stand und weinte“, sagte ich.

„Ich hab auch so was gehört. Aber jetzt kommt ja der Herr Späth und packt das Ganze an. An Stelle ihrer Arbeitsplätze und ihrer Firma, auf die sie stolz waren und die ihr Leben bedeutete, verspricht er der Bevölkerung, dort ein Einkaufsparadies zu errichten. Vielleicht weinen sie dann nicht mehr. Aber mir hat neulich eine Studentin von einer Beerdigung erzählt. Die Gestorbene war eine Frau um die 55, eine ganz tolle Frau, fand die Studentin. Hoch intelligent und gebildet. Sie hat früher die Lehrpläne für den Deutschunterricht geschrieben. Nach der Wende wollte sie keiner mehr beschäftigen, sie hatte keine Aufgabe. Sie bekam Krebs. War allein, als sie starb. Aber viele sind bei ihrer Beerdigung gewesen. Sie kamen, immer noch verbunden, aber jetzt verbunden durch ein gemeinsames Weh, durch den Schmerz, an dem diese zugrunde ging. Sie war also doch nicht vergessen, auch nicht von denen, die weitergegangen sind, weitergehen konnten, weil sie jung waren und fähig, von vorne anzufangen. Ich habe übrigens nie gehört, dass diese Frau je erwähnt wurde.“

Offenbar hat Brigitte trotz ihrer Unbeliebtheit ganz guten Kontakt zu einigen der älteren Studentinnen. Und die scheinen sich bei ihr über die neuen Zeiten heftig zu beklagen.